

keiten und Verbindungslinien finden, die für die Analyse von (queeren) Utopien sowohl im Prodisage als auch in den Gruppendiskussionen gewinnbringend sind?

2.3.2 Vermittlung zwischen beiden Positionen

Für Richard Saage beschränken sich die Überschneidungen klassischer und intentionaler Utopiebegriffe »auf die Konfrontation des utopischen Ideals mit den kritikwürdigen Tendenzen der Herkunftsgesellschaft und dem Anspruch auf Emanzipation der in der bisherigen Geschichte unterdrückten gesellschaftlichen Gruppen und Klassen« (Saage 2004, S. 618). In gewissem Maße erkennt also auch die klassische Utopietheorie das Individuum als Träger:in von utopischen Potenzialen an. Von den Individuen ausgehend mutiert das Utopische so zur kollektiven Größe. Aus diesem Spannungsfeld heraus schlägt die Literatur- und Medienwissenschaftler:in Mirjam Dierkes eine »utopietheoretische Erweiterung« (2013) vor, die sich auch an aktuellere feministische Konzeptionen des Utopischen als anschlussfähig erweist und die Utopie als Analyse­kategorie gewinnbringend erweitert und schärft.

Zunächst einmal beschreibt Dierkes (vgl. 2013, S. 69), dass das Utopische als analytische Kategorie auch in der feministischen Theoriebildung kaum näher bestimmt wird. Vielmehr bleibt weitestgehend unklar, was genau die Kategorie »Utopie« ausmacht. Wie Dierkes herausarbeitet, beansprucht die Soziologin und Philosophin Frigga Haug mit ihrer *Vier-in-einem-Perspektive* (2008) zwar eine Utopie für »Frauen«, die eine Utopie für alle ist, jedoch nähert sie sich dem Utopischen nur über die Konturierung potenziell utopischer Inhalte an (vgl. Dierkes 2013, S. 69). Offen bleiben daher die Fragen, ob und wie Utopie als Kategorie für die gesellschaftliche Analyse gedacht werden kann. Erst die utopietheoretische Unterfütterung mache es möglich, Spuren des Utopischen und emanzipatorisches Potenzial in gesellschaftlichen Praktiken zu erkennen. Daher sieht Dierkes es als notwendig an, »eine eigene, feministische Begrifflichkeit des Utopischen in feministische Analysen von politischer Ökonomie und Gesellschaft konstitutiv zu integrieren« (Dierkes 2013, S. 69). Dabei kommt Dierkes zu dem Schluss, dass eine Verknüpfung von demokratietheoretischen und ökonomiekritischen Perspektiven nötig ist, um eine Konturierung eines feministischen Utopiebegriffs als gesellschaftstheoretisches Analyseinstrument zu entwickeln (vgl. Dierkes 2013, S. 68–70).

Dierkes (vgl. 2013, S. 70–71) beschreibt weiter, wie sich ausgehend von einer Vielzahl an feministischer Literatur im Feld der Utopie soziale Bewegungen, Demokratie und Ökonomie als zentrale Felder feministischer Utopien herausfiltern lassen. Das Potenzial eines Großteils der feministischen Utopien weist dabei jedoch sowohl über die utopischen Inhalte als auch über die Funktion und den Charakter des Utopischen als non-fiktionales gesellschaftliches Phänomen hinaus. Dierkes nimmt an dieser Stelle Bezug auf den Vorschlag der Politikwissenschaftlerin Barbara Holland-Cunz (2010), sich erneut den feministischen Utopien als unverbrauchten Ausbruchsfantasien zuzuwenden (vgl. Dierkes 2013, S. 71). Denn in feministischen literarischen Utopien werde das Utopische oftmals über eine Verknüpfung mit konkreten Inhalten definiert und nicht als gesellschaftliche Artikulationsweise begriffen (vgl. Dierkes 2013, S. 70–71). Wie Dierkes (vgl. 2013, S. 71) in ihren weiteren Ausführungen deutlich macht, geht jedoch auch Holland-Cunz nur in dem Sinne auf die Fragen zur Bestimmung des Utopischen ein, als dass sie

die Aufspaltung des wissenschaftlichen Utopiediskurses in ›klassischer‹ vs. ›intentionaler‹ Utopiebegriff als nicht ausreichend erklärt.

Als Erweiterung dessen schlägt Dierkes (vgl. 2013, S. 71–72) eine feministische Re-Lektüre des intentionalen Utopie-Diskurses vor, um das Utopische als Kategorie gesellschaftlicher Verhältnisse genauer zu bestimmen. Dabei rückt der intentionale Utopie-Diskurs die in der Gesellschaft bereits vorhandenen, ›konkreten Utopien‹ in den Vordergrund. Als konkrete Utopie verbindet sich der Begriff mit dem Anspruch das Utopische als gesellschaftliches und individuelles Moment im ›hier und jetzt‹ als erlebbar und auslebbar zu begreifen. Die bloße Addition einer von Thomas Morus inspirierten klassischen und einer von Ernst Bloch vertretenen intentionalen Denkweise greift dementsprechend zu kurz. Vielmehr schlägt Dierkes (vgl. 2013, S. 71–72) vor, eine demokratietheoretische Perspektive einzubeziehen, da sich hier Anknüpfungspunkte für eine Vermittlung von individueller Autonomie und kollektiven Ansprüchen finden, welche die Unterschiede nicht weg harmonisieren, sondern auf eine *nicht*-konfliktfreie Weise vermitteln:

Der Zusammenhang zwischen Demokratie und Utopie ergibt sich [...] nicht nur aus der Tatsache, dass der Gestaltung von Demokratie ein wichtiger Stellenwert als literarischem ›Sujet‹ feministischer Utopien zukommt. Vielmehr scheinen hier auch konstitutive Gemeinsamkeiten in der begrifflich-theoretischen Bestimmung beider Konzepte im Rahmen gesellschaftstheoretischen Denkens auf: Demokratie, als stets weiterzuentwickelnde, gesellschaftliche (Selbst)Verständigungsweise, kann, so mein Vorschlag, als konkrete, prozessuale Utopie verstanden werden (Dierkes 2013, S. 72–73).

Mit ihren Überlegungen schließt Dierkes (vgl. 2013, S. 73) dabei an die Arbeiten der Erziehungswissenschaftlerin und Geschlechterforscherin Susanne Maurer (2012) an, die das Utopische im Sinne einer intentionalen Konzeption als im Subjekt verhaftet begreift. Dabei entwirft sich das Subjekt entlang von Fluchtlinien der Sehnsucht und in der Verknüpfung dieser individuellen Fluchtlinien mit einer kollektiven (Bewegungs-)Geschichte (vgl. Maurer 2012, S. 80ff.). Dieser Utopiebegriff ist dabei gleichermaßen auf die Vergangenheit, Gegenwart und (erwünschte) Zukünfte gerichtet und lässt sich so verbinden mit radikaldemokratischen Denkweisen von Demokratie als ›unvollendetem Projekt‹ (Habermas 1994). Utopie kann im Anschluss an Maurer als Gedankenexperiment und unbestimmte Grenzüberschreitung verstanden werden (vgl. Maurer 2012, S. 83), ebenso wie als gelebtes Experiment und Erfahrung im Prozess. Denn gerade diese Offenheit dem Prozess gegenüber macht, so Dierkes, ein entscheidendes Moment des Utopischen aus (vgl. Dierkes 2013, S. 73).

Das Utopische speist sich, wie Dierkes (vgl. 2014, Min. 8:45 – 09:10) ausführt, als individuelles, spontanes Moment aus einem normativen Impuls. Dieser Impuls kann im minimalen und auch im adäquaten Fall, wie sie herausarbeitet, der Verweigerung und der Zurückweisung, eben der Kritik der jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse entspringen. Sie schlägt deshalb vor, sich nicht zwischen einem Entweder-oder zu entscheiden, sondern zu reflektieren, was an Normativität bei dem mitschwingt, was als das Utopische in den feministischen Diskurs eingespeist wird. In Anlehnung an die Politikwissenschaftlerin Seyla Benhabib (1994) beschreibt Dierkes die Utopie nicht als rationalen

Plan, sondern als Sehnsucht nach dem Anderen, was noch nicht ist. Gleichzeitig wird sie Sehnsucht als etwas beschrieben, das sich nicht nur im Denken erreichen lässt, sondern durch leibliches Erleben und Erfahrung ausgelöst und am Leben erhalten wird. Ein feministischer Utopiebegriff sollte, so führt Dierkes (vgl. 2014, Min. 12:47-13:05) weiter aus, diese Erfahrungs- und Erlebensdimension einbeziehen und sich am Begriff der konkreten/gelebten Utopie orientieren. In der Folge kann ein solcher Utopiebegriff nicht mehr umstandslos auf einen normativen Rahmen bezogen werden lassen. Vielmehr orientiert er sich in der Folge am Wagnis des Ausgelebten und Experimentellen und nimmt dabei Risiken in Kauf, die der utopische Überschuss gelebter Erfahrungen hervorbringen kann. Die Antwort auf die Frage wie es eben nicht sein soll, das Utopische also, kann so als konkretes experimentelles und vorläufiges Handeln begriffen werden (vgl. Dierkes 2014, Min. 13:10-13:50).

2.3.3 Prozessuale Utopie

Dierkes' (2013, 2014) Ausführungen knüpfen an die utopietheoretischen Überlegungen der Philosophin Erin McKenna (2002) an, weshalb ich im Folgenden vor allem auf McKennas ›Process Model of Utopia‹ eingehe, um die Verbindung von Utopie und Demokratie zu verdeutlichen. McKenna (vgl. 2002, S. 3–4) leitet ihr Prozess-Modell aus John Deweys (1979) Überlegungen zum Pragmatismus und aus feministisch-utopischen Fiktionen ab, in denen sich neue politische Visionen ausdrücken. Ihr Interesse begründet sich dabei in den sozialen und politischen Theorien, die diesen Fiktionen zugrunde liegen. Denn solche theoretischen Perspektiven, so arbeitet sie heraus, sind in dem Sinne utopisch, als dass sie Träume und Möglichkeiten einer alternativen, hoffnungsvollen Gesellschaft eröffnen (vgl. McKenna 2002, S. 3–4). Zentral für eine Erweiterung des Utopiebegriffs ist dabei eine Verbindung von Pragmatismus und Feminismus:

The pragmatist and feminist perspective will, specifically, reject the traditional dualism of academic philosophy which include male/female, mind/body, reason/emotion, objective/subjective, and theory/practice. For both pragmatists and feminists, experience is essential to forming theory and knowledge is influenced by one's situatedness. I refer to the process model of utopia as a pragmatist and feminist model in order to highlight these commonalities and to demonstrate the ways in which pragmatism is inherently feminist and the ways feminism, in all of its diversity, can be informed and modified by pragmatism (McKenna 2002, S. 4).

Diese dialektische Bewegung findet sich auch in McKennas Verständnis von Utopie als sich ständig verändernder Prozess wieder, denn es geht ihr nicht darum, mit der Utopie ein fixiertes, endgültiges Ziel zu erreichen (vgl. McKenna 2002, S. 6). Für diese utopietheoretische Konzeption nutzt sie den Begriff Pragmatismus als ein Modell, das Pluralismus und Dynamik anerkennt und das Entscheidungen nicht verurteilt und fixiert. McKenna (vgl. 2002, S. 6–9) begreift das Leben selbst als einen stetigen Prozess, der sich durch Experimente und Konflikte auszeichnet. In Anlehnung an Deweys Überlegungen wird es ihr so möglich, auch Utopie als stetigen Prozess zu begreifen. Anstatt also in der Utopie Perfektion zu suchen, plädiert sie dafür, Verantwortung zu übernehmen und am